

Für unsere Kinder

Nr. 19 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Eintracht macht stark. Indischer Spruch. — Wilde Kamele. Von Sven Hedén. — Karl Schurz' Flucht aus Kasatt. (Schluß). — Die drei Palmen. Von M. J. Lermontoff. (Gebicht). — Der Nefermarkt. Von N. N. — Der Maulwurf. Von A. Grün. (Gebicht.)

Eintracht macht stark.

Mit Gräsern, zu einem Strick gewunden,
Werden sogar Elefanten gebunden.

(Indischer Spruch.)

○ ○ ○

Wilde Kamele.*

Von Sven Hedén.

Die Gegend, über deren ebenen Boden der Lop-nor** seit Jahrtausenden zwischen Norden und Süden hin und her wandert, heißt die Lopwüste. Von ihr erzählt Marco Polo vor sechshundertundvierzig Jahren merkwürdige Dinge. Wenn sich hier jemand von seinen Begleitern trennt, soll er Geisterstimmen hören, die ihn bei Namen rufen; in dem Glauben, es seien seine Kameraden, folgt er diesen Stimmen, aber sie führen ihn in die Irre, und er kommt elend um. Auch das Trappeln großer Reiterscharen, Lüne von Musikinstrumenten und besonders Trommelwirbel sollen zu hören sein.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch die Lopwüste hat aber niemand meinen Namen gerufen, und die Stille der schweigenden Wüste wurde höchstens durch den Düsturm unterbrochen, der donnernd über den gelben Lehmboden hinrollt. Im Laufe der Zeit haben diese heftigen Frühlingstürme Rinnen und Furchen in den Lehm gepflügt. Sonst aber ist die Wüste wie ein gefrorenes Meer. Nur die umliegenden mürben Schalen von Mollusken (Weichtieren) verraten, daß hier ehemals Wassermassen des Lop-nor sich ausdehnten.

Die Nordgrenze der Lopwüste bilden die östlichsten Ketten des Tianschan, „die dünnen Berge“, deren Abhänge fast nie vom Regen

bespült werden. An dem Südsuß entspringen nur wenige salzhaltige Quellen, um die herum Schilf und Tamarisken wachsen, und auch an vereinzelten anderen Stellen in der Nähe des Gebirges kämpft etwas Vegetation um ihr kümmerliches Dasein.

Hier aber ist das Land der wilden Kamele. Ihr sollt diese Tiere kennen und lieben lernen, wie ich sie kenne und liebe, der ich sie viele Male windschnell über die Wüste habe hingegen sehen und ihnen den Kopf gestreichelt habe, wenn die Kugeln meiner Jäger sie verwundet hatten.

Die wilden Kamele leben in Herden von etwa sechs Stück. Das Weibchen ist ein dunkelbraunes Männchen, die Weibchen sind heller gefärbt. Ihre Wolle ist so weich und fein, daß es ein wahres Vergnügen ist, mit der Hand darüber hinzustreichen. Oft weiden mehrere Herden oder Familien an derselben Stelle. Sie fressen Schilf und Tamarisken, sind fett und rund, und ihre beiden festen Höcker enthalten sehr viel Fett. Im Frühling und Sommer können sie acht Tage ohne Wasser aushalten, im Winter sogar vierzehn. Seit unzähligen Generationen wissen sie die Quellen der Wüste zu finden; die Mütter haben ihre Jungen dorthin geleitet, und als diese erwachsen waren, haben sie wieder ihre eigenen Kleinen hingeführt. Sie trinken das Wasser, auch wenn es noch so salzig ist, es bleibt ihnen ja keine Wahl. Aber sie halten sich nie lange auf einer Quellweide auf, denn hier ist die Gefahr am größten. Ihre Erfahrung sagt ihnen, daß ihre Feinde sich ebenfalls hier zum Trinken einstellen.

Gegen die Gefahr haben sie keine andere Waffe, als ihre scharf entwickelten Sinne. Den Menschen wittern sie schon aus einer Entfernung von 20 Kilometern, und sie scheuen den Geruch einer Lagerstätte, die sie erkennen, auch wenn der Wind längst die Asche verweht hat. Zahme Kamele erregen ihren Argwohn, sie riechen nicht so wie die wilden. Auch wenn ihnen keine Gefahr droht, bleiben sie nicht lange auf demselben Weideplatz; sie finden ihren Weg ohne Karte und Kompaß und verirren sich nie.

In manchen Gegenden sind sie so zahlreich, daß man fast alle zwei Minuten eine Fährte kreuzt. Laufen die Spuren von allen Seiten

* Aus Sven Hedén, Von Pol zu Pol Rund um Asien. Zweite Auflage. Verlag F. A. Brochhaus. Leipzig 1912. Preis gebunden 8 Mark.

** Der Lop-nor ist ein wandernder Salzsee in Ostturkestan in Innerasien. In den Lop-nor mündet der Fluß Tarim.

strahlenförmig in eine Einsenkung zwischen zwei Hügeln zusammen, so kann man gewiß sein, daß dort eine Quelle ist. Als meine zahmen Kamele einmal elf Tage lang ohne Wasser waren, wurden sie so durch die Führer ihrer wilden Verwandten gerettet.

Nun denke man sich eine aus sechs wilden Kamelen bestehende Herde, deren Spur Kameljäger aus den „dürren Bergen“ nachstellen. Der Führer ist ein altes Männchen, das dreißig Jahre in der Wüste gelebt hat und allen Gefahren entronnen ist. Es liegt wiederläuend auf seinen vier Knien inmitten seiner drei Weibchen und zweier jüngeren Männchen; nur zwei grasen. Der Alte hört plötzlich mit Wiederläuten auf, reckt den Hals empor und bläht die Nüstern auf, um möglichst viel Luft in die Nase ziehen und dadurch besser wittern zu können. Dann erhebt er sich, immer den Kopf nach Norden gewendet. Die anderen bleiben noch ruhig liegen, sie verlassen sich auf den Führer. Er macht einige Schritte nach Westen, denn er hat irgendeine Gefahr gemerkt. Da kracht von Norden her ein Schuß. Die Liegenden schnellen wie Sprungfedern in die Höhe, und die ganze Herde jagt in einer Staubwolke davon. Bald erscheinen sie durch das Fernglas nur noch wie kleine schwarze Punkte.

Sie laufen den ganzen Tag; erst in der Nacht mäßigen sie ihre Schritte und bleiben gelegentlich stehen, um Ausschau zu halten. Da keine Gefahr mehr zu drohen scheint, beruhigen sie sich allmählich und ziehen zusammen wieder zu einer salzigen Quelle am Fuße des Gebirges. Rings umher wachsen dichte Schilfstauden und Tamarisken. Der Wind kommt von Osten, und sie ahnen daher nicht die Gefahr, die ihnen von Westen droht. Denn wir sind gegen den Wind an der anderen Seite der Dasee angelangt, und zwischen zwei Tamarisken hindurch beobachte ich alle ihre Bewegungen mit dem Fernglas. Lautlos und geschmeidig wie ein Panther schleicht sich mein Jäger am Boden entlang, verbirgt sich in kleinen Einsenkungen und hinter Sträuchern und nähert sich langsam der Herde. Möchten ihn doch nur die Kamele wittern und ihm entinnen! Regungslos liegt der Schütze in Treffweite hinter einem Strauch — vorsichtig hebt er die Büchse ans Auge und drückt ab. Der Schuß kracht, die Tiere fahren zusammen und fliehen dem Schützen gerade entgegen. Bald aber merken sie den Irrtum und machen kehrt, und pfeilschnell jagen sie in aufgewirbelte Staubwolken gehüllt, ins Gebirge hinauf.

Aber es sind ihrer nur fünf, ein Männchen ist zurückgeblieben. Es liegt mit emporgerecktem Hals da und betrachtet uns, die wir näher kommen, mit abwesenden Blicken. Es kaut noch an den Schilfblättern, die es gerade zwischen den Zähnen hatte, als die Kugel ihm in den Bauch drang. Es versucht, sich zu erheben, aber die Vorderbeine versagen den Dienst. Nun stehen wir um den Sohn der Wüste herum; er ist zu Tod verwundet und von seinen Kameraden verlassen. Sein Blick schweift ruhig und besonnen über den Horizont hin, er nimmt Abschied von der Wüste. Nach einer Minute ist er tot.

So sah ich den König der Wüste, das wilde Kamel, das gleich dem Wildesel in leblosen Gegenden daheim ist und auf salziger Heide. Wo nicht einmal eine Eidechse Nahrung findet und keine Fliege in der Luft summt, wo die Sommer Sonne den Lehmboden glühend erhitzt, da zieht es seine weiten Königsstraßen, und die Entfernungen sind ihm nichts. Es ist mit ihm wie mit dem Wind, man weiß nicht, woher er kommt und wohin er geht. Das wilde Kamel ist schneller als der afrikanische Strauß und spottet der Pferde und Reiter. Ich sah es in seiner grenzenlosen Freiheit weiden und trinken, im Schatten der Tamarisken ruhen und erschreckt der untergehenden Sonne entgegenfliehen. Wenn wir es am wenigsten erwarteten, tauchte es plötzlich in unserer Nähe auf. Es ist etwas Wunderbares, daß ein so gewaltiges, hochgewachsenes Tier in solcher Öde der Erde gedeihen kann. Und doch leben sie hier, vermehren sich und huschen wie Schatten und Gespenster flüchtig vor dem Auge des Reisenden vorüber.

o o o

Karl Schurz' Flucht aus Rastatt.

(Schluß.)

Die Nacht ging vorüber und der Morgen brach an, aber unser Helfer kam noch immer nicht. Mittag, Nachmittag, Abend — der ganze zweite Tag dahin —, aber von unserem Freunde keine Spur. Da lagen wir still und steif, von feindlichen Soldaten umgeben, und mit jedem Augenblick schien die Aussicht auf Hilfe immer mehr zu schwinden. Der Durst fing an, uns sehr zu quälen. Glücklicherweise setzte während der Nacht wieder ein starker Regen ein. Über meinem Kopfe befand sich im Dache ein gebrochener Ziegel, und durch das Loch, klein wie es war, tröpfelte das Regenwasser herab. Ich fing etwas davon in der hohlen Hand auf und gewann so einen erquickenden Trunk.

Meine Gefährten folgten meinem Beispiel. Wieder wurde es Morgen und unsere Hoffnung auf die Rückkehr unseres Freundes sank und sank. Die Turmuhr schlug Stunde nach Stunde, und keine Hilfe. Unsere Glieder begannen von dem starren Liegen zu schmerzen, und doch konnten wir kaum wagen, unsere Lage zu ändern. Drei Tage und zwei Nächte waren wir nun ohne Nahrung gewesen und ein ungewohntes Gefühl der Schwäche trat ein. So kam die dritte Nacht. Alle Hoffnung auf das Kommen unseres Freundes war nun dahin. Wir erkannten die Notwendigkeit, selbst einen neuen Versuch zu unserer Rettung zu machen, ehe unsere Kräfte gänzlich schwanden. Wir sannten und sannten, ohne ein Wort zu sprechen, als höchstens: „Er kommt nun nicht mehr.“

Endlich tauchte in mir ein neuer Gedanke auf. Als wir während dieser dritten Nacht die Soldaten unter uns kräftig schnarchen hörten, flüsterte ich meinem Nachbar zu, indem ich meinen Mund seinem Ohr nahe brachte:

„Neustädter, haben Sie nicht, als wir über das Brennholz kletterten, ein kleines Häuschen bemerkt, das etwa fünfzig Schritt von hier steht?“ „Ja,“ sagte Neustädter.

„Da muß ein armer Mann wohnen,“ fuhr ich fort, — „wahrscheinlich ein Arbeiter. Einer von uns muß zu ihm ins Haus gehen und zusehen, ob er uns helfen kann. Ich würde selbst hingehen, aber ich müßte über Sie wegklettern — Neustädter lag der Öffnung in der Bretterwand am nächsten — und das möchte Geräusch geben. Sie sind ohnehin der Kleinste und Leichteste von uns. Wollen Sie es versuchen?“ „Ja,“ erwiderte Neustädter.

Ich hatte noch etwas Geld; man hatte uns nämlich kurz vor der Übergabe unsere Löhnung ausbezahlt. „Nehmen Sie meinen Geldbeutel,“ flüsterte ich, „und geben Sie dem Manne, der in dem Häuschen wohnt, zehn Gulden davon, oder soviel er will. Sagen Sie ihm, er solle uns etwas Brot und Wein, oder auch nur Wasser schaffen und sich so bald als möglich erkundigen, ob die preussische Postenletzte noch um die Festung herum steht. Sind die Posten eingezogen, so können wir morgen nacht noch einmal den Versuch machen, durch den Kanal fortzukommen. Gehen Sie jetzt und bringen Sie uns ein Stück Brot mit, wenn Sie können.“ „Gut.“

In einer Minute war Neustädter leicht und leise wie eine Katze durch das Loch in der Bretterwand verschwunden. Mein Herz schlug

fast hörbar während seiner Abwesenheit. Ein falscher Tritt, ein zufälliges Geräusch konnte ihn verraten. Nach weniger als einer halben Stunde kam er zurück, ebenso leicht und lautlos wie er gegangen war, und streckte sich neben mir aus.

„Es ist alles gut gegangen,“ flüsterte er. „Hier ist ein Stück Brot — alles, was sie im Hause hatten. Und hier ist auch ein Apfel, den ich im Vorbeigehen von einem Baume gepflückt habe. Aber ich glaube, er ist noch grün.“

Das Brot und der Apfel waren schnell unter uns verteilt und mit Bier verzehrt. Dann berichtete Neustädter mit seinem Mund an meinem Ohr, er habe in dem kleinen Häuschen einen Mann und dessen Frau gefunden; der Mann, dem er die zehn Gulden gegeben, habe ihm fest versprochen, uns Nahrung und auch die gewünschte Kunde über den Stand der Dinge außerhalb der Festung zu bringen.

Das erfrischte unsere Lebensgeister, und beruhigt schliefen wir abwechselnd bis zum hellen Morgen. Nun erwarteten wir jeden Augenblick unseren Befreier. Aber eine Stunde nach der anderen verging und er kam nicht. Waren wir wieder getäuscht? Endlich gegen Mittag hörten wir jemanden in dem Verschlag dicht unter uns geräuschvoll herum rumoren, als schöbe er schwere Gegenstände von einer Ecke in die andere; dann ein leichtes Husten. Im nächsten Augenblick erschien ein Kopf in der Öffnung unserer Bretterwand und ein Mann stieg zu uns herein. Es war unser neuer Freund. Er schob einen Korb vor sich her, der anscheinend mit Handwerkzeug gefüllt war, aus dessen Tiefe aber bald zwei Flaschen Wein, ein paar Würste und ein großer Laib Brot hervorgehört wurden. „Da ist etwas für Hunger und Durst,“ sagte unser Freund leise. „Ich bin auch um die Stadt herum gewesen. Die preussischen Wachtposten sind nicht mehr draußen. Ich will euch gern helfen. Sagt mir nur, was ich tun soll.“

Ich bat ihn nun, nach Steinmauern zu gehen und sich dort nach einem Kahn umzusehen, der uns in der kommenden Nacht über den Rhein bringen könne. Dann solle er gegen Mitternacht in dem Welschkornfeld, nahe bei dem Steinmauerner Thor, uns erwarten. Das Signal werde ein Pfiff sein, den er beantworten solle, um dann mit uns zusammenzutreffen und uns nach der Stelle zu führen, wo der Kahn liege. Seiner Frau sollte er sagen, daß sie um 11 Uhr nachts etwas zu essen für uns bereit haben möge.

Ich gab dem Manne noch etwas mehr Geld; er versprach, alles zu tun, was ich verlangt, und verschwand wieder wie er gekommen war. Nun hielten wir ein königliches Mahl, während dessen unsere gute Laune es uns sehr schwer machte, die nötige Stille zu bewahren. Um so länger schienen uns die folgenden Stunden. Sie waren so voll von Hoffnung und Besorgnis. Gegen zwei Uhr hörten wir das Knattern einer Gewehrfalve in einiger Entfernung.

„Was ist das?“ flüsterte Neustädter. „Da erschließen sie wohl einen.“

Mir schien es auch so. Wir nahmen es als eine Andeutung des Schicksals, das uns bevorstände, wenn wir gefangen würden. In der That aber begann, wie wir später erfuhren, das Erschießen erst einige Tage nachher.

Gegen drei Uhr erhob sich ein geräuschvolles Getriebe in dem Schuppen unter uns. Die Reiter machten sich offenbar zum Abzug bereit. Aber kaum waren sie fort, als eine andere Truppe von dem Schuppen Besitz nahm. Wie wir aus den zu uns herausbringenden Gesprächen schließen konnten, war es eine Abteilung Husaren. Gegen Abend schien sich eine große Menge zu versammeln, und wir unterschieden auch weibliche Stimmen darunter. Dann erklang eine Trompete, die Walzerweisen spielte, wozu die lustige Gesellschaft tanzte. Dies war uns nicht unlieb, denn wir erwarteten, daß nach einem solchen Vergnügen, bei dem es nicht ohne tapferes Trinken abging, unsere Husaren nur um so tiefer schlafen würden. Gegen neun Uhr zerstreute sich die Menge und es würde alles still geworden sein, hätte nicht einer der Husaren eine Rastratter Maid auf dem Plage zurückgehalten. Das Pärchen stand oder saß dicht bei unserem Versteck, und jedes der gewechselten Worte konnten wir verstehen. Die Unterhaltung war sehr gefühlvoller Art. Er beteuerte ihr, daß sie reizend sei, daß sie sogleich beim ersten Blick sein Herz in Flammen gesetzt habe, und daß er sie liebe. Sie antwortete, er möge sie mit seinen schlechten Späßen in Ruhe lassen; aber er merkte vielleicht, daß sie wirklich nicht in Ruhe gelassen sein wollte, und so fuhr er fort, dieselbe Weise in allerlei lähnen und blumenreichen Nebewendungen zu behandeln. Endlich schien sie denn auch geneigt, alles zu glauben, was er ihr sagte. Gern würden wir gelacht haben, hätten wir lachen dürfen. Als aber dieses sonst so interessante Gespräch kein Ende nehmen wollte, fing ich an besorgt zu werden, es möge bis Mitternacht dauern,

und so werde uns die Husarenliebe einen bedenklichen Strich durch die Rechnung machen. Es war uns also eine große Erleichterung, als das Paar endlich gegen zehn Uhr davonging.

Nun zählten wir die Minuten, da der entscheidende Augenblick nahte. Mit dem Glockenschlag elf kroch Neustädter aus der Öffnung in der Plankenwand, trat auf das aufgeschichtete Brennholz und erreichte mit einem leichten Sprung den Boden. Ich folgte ihm. Meine Beine waren durch das viertägige, bewegungslose Liegen sehr steif geworden, und als ich meinen Fuß auf den Holzhaufen setzte, fielen mehrere Scheite mit großem Geräusch zur Erde. Einen Augenblick später hörte ich in geringer Entfernung den Tritt einer Patrouille. Ich hatte noch eben Zeit, meinem treuen Adam zuzulüftern, daß er zurückbleiben solle, bis die Patrouille vorübergegangen sei, um uns dann zu folgen. Es gelang mir, zur Erde zu springen und mich zu verbergen, ehe die Patrouille um die Ecke bog. Ich fand Neustädter in dem Häuschen, und Adam kam nach einigen Minuten. „Die Patrouille ging ruhig vorüber,“ sagte er. „Im Schuppen wurde so laut geschnarcht, daß man kaum ein anderes Geräusch hören konnte.“

Die Frau unseres Freundes in dem Häuschen hatte eine köstliche Rindfleischsuppe mit Reis für uns bereit. Nachdem diese, das gesottene Fleisch und gebratene Kartoffeln unsere Kräfte gesärkt, machten wir uns auf den Weg durch die Gärten nach dem Kanal. Es war eine helle Mondnacht, und wir hielten uns vorsichtig im Schatten der Hecken, um nicht gesehen zu werden. Dies gelang, bis wir an dem Graben hart bei der Mündung des Kanals ankamen. Da erwartete uns ein neuer Schrecken. Ein Wachtposten marschierte auf und ab jenseits der Mündung, kaum dreißig Schritt davon entfernt. Wir hielten an und duckten uns hinter der Hecke. Hier war nur eins zu tun. Wie der Mann uns den Rückenkehrte und nach der andern Seite ging, schlüpfte einer von uns vorsichtig in den Kanal. Die beiden anderen gerade so nachher. In wenigen Minuten waren wir dort versammelt. Wir krochen behutsam vorwärts und stießen auch wieder auf unsere alte Bank, wo wir ein wenig ausruhten. Dann unseren Weg verfolgend, fanden wir das Gitter in seinem alten Zustande, krochen durch und sahen bald vor uns einen hellen Schein durch dunkles Blätterwerk dringend, der uns zeigte, daß der Ausgang ins Feld vor uns lag. Wir standen noch

mals still, um unsere Pistolen fertig zu machen — ob sie nach der Durchnäßung hätten abgefeuert werden können, ist fraglich —, denn nach allem, was wir gelitten, waren wir nun nötigenfalls zum Außersten entschlossen, um uns den Weg zu bahnen. Aber der Ausgang war frei, die Postenkette verschwunden. Das Welschkornfeld lag vor uns. Ein leiser Pfiff von unserer Seite wurde sogleich beantwortet und unser Mann trat aus dem Korn hervor.

Er berichtete uns, daß die Bahn frei sei. Wir schritten rüstig vorwärts, und in weniger als einer Stunde hatten wir das Dorf Steinmauern erreicht. Unser Freund führte uns an das Rheinufer und zeigte uns einen Kahn, in dem ein Mann fest schlafend lag. Er wurde schnell geweckt, und unser Freund kündigte ihm an, wir seien die Leute, die über den Rhein geflohen seien. „Das kostet fünf Gulden“, sagte der Bootsmann, der sich auf meine Frage, wo er her sei, als einen Koblenzer zu erkennen gab. Ich reichte ihm den verlangten Lohn und bot auch noch etwas Geld unserem braven Führer an. „Ihr habt mir schon genug gegeben“, sagte dieser. „Was ihr noch habt, braucht ihr wohl selbst. Ich heiße Augustin Löffler. Vielleicht sehen wir uns im Leben noch einmal wieder. Gott behüt euch!“ Damit schüttelten wir einander die Hände zum Abschied. Wir Flüchtlinge stiegen in den Kahn und unser Freund wanderte nach Raftatt zurück. Viele Jahre später, als ich Minister des Innern in der Regierung der Vereinigten Staaten war, empfing ich eines Tages von Augustin Löffler einen Brief aus einem kleinen Ort in Kanada. Er schrieb mir, er sei nicht lange nach der Revolutionszeit aus Deutschland ausgewandert, und es gehe ihm gut in seiner neuen Heimat. Er habe in einer Zeitung gelesen, ich sei einer von den drei jungen Leuten, die er in jener Julinacht 1849 von Raftatt an den Rhein geführt habe. Ich antwortete ihm, drückte meine Freude über den Empfang seines Briefes aus und bat ihn, wieder zu schreiben, habe aber seither nichts wieder von ihm gehört.

Nach kurzer Wasserfahrt setzte uns der Bootsmann in einem dichten Weidengebüsch ans Land. Es war zwischen zwei und drei Uhr morgens, und da das Gebüsch unwegsam schien, so beschloßen wir, auf alten Baumstumpfen sitzend, dort das Tageslicht zu erwarten. In der Morgendämmerung brachen wir auf, um das nächste elsässische Dorf zu suchen. Bald aber entdeckten wir, daß wir auf einer Insel

gelandet waren. Wir fanden ein kleines Haus, das ungefähr in der Mitte der Insel stand, und das Häuschen eines badischen Zollwächters zu sein schien. So waren wir also noch in „Feindesland“, und der Bootsmann aus Koblenz hatte uns getäuscht. Das Häuschen war dicht verschlossen, die Fensterläden sowohl wie die Türe. Wir horchten, aber drinnen rührte sich nichts. Ein rascher Lauf über die kleine Insel überzeugte uns, daß diese, uns drei ausgenommen, menschenleer sei. Wir begaben uns nun an das dem Elsaß zugekehrte Ufer und, als eben die Sonne aufging, sahen wir drüben zwei Männer einhergehen, die wir bald als französische Zollwächter erkannten. Wir riefen ihnen übers Wasser zu, daß wir Flüchtlinge seien und dringend wünschten, hinübergeholt zu werden. Ohne sich lange bitten zu lassen, bestieg einer der Zollwächter, ein biederer Elsäßer, einen kleinen Nachen und brachte uns auf elsässischen Boden. Unsere Waffen gaben wir den Zollbeamten ab und versicherten ihnen unter beiderseitigem Lachen, daß wir sonst nichts Steuerpflichtiges aus Raftatt mitgebracht hätten. Als ich mich nun wirklich in Freiheit und Sicherheit wußte, war mein erster Antrieb, nach dem vierlätigen Schweigen oder Flüstern, einmal laut zu schreien. Meinen Schicksalsgenossen war es ebenso zumute, und so schrien wir denn nach Herzenslust, zum großen Erstaunen der Zollwächter, die uns für toll halten mochten.

Wir waren bei einem kleinen Dorf, Münchhausen genannt, gelandet. Die Zollwächter sagten uns, daß sich in dem nahen Städtchen Selz viele deutsche Flüchtlinge befänden, und dahin wendeten wir unsere Schritte. Unterwegs blickten wir einander im hellen Sonnenlichte an und fanden, daß wir schauderhaft aussahen. Vier Tage und Nächte hatten wir mit durchnäßten Kleidern in Wasser, Schlamm und Staub gewatet und gelegen. Unsere Haare waren von Schmutz aneinander geklebt und unsere Gesichter kaum zu erkennen. Am nächsten Bach genossen wir dann den unbefreiblichen Luxus einer Wäsche, und so, zu menschlicher Erscheinung hergestellt, erreichten wir bald das Wirtshaus in Selz. — Die dort anwesenden Flüchtlinge aus Baden, von denen keiner in Raftatt gewesen war, hießen uns willkommen und wollten unsere Abenteuer hören. Aber vorerst stand unser Verlangen nach einem Zuber warmen Wassers, einem Frühstück und einem Bett. Alles dies erhielten wir. Ich schlief vier- undzwanzig Stunden ohne Unterbrechung.

Die drei Palmen.

Von M. J. Vermontoff.

Drei Palmen wuchsen im Wüstenland,
Stolz ragten sie auf im arabischen Land,
Und unter den Palmen entsprang eine Quelle
Dem sandigen Boden so frisch und so helle,
Geschützt durch der Bäume grünschimmerndes
Laub

Vor Sonnengesenge und Wirbelstaub.

Unhörbar ein Jahr nach dem andern entschwand;
Doch nahte kein Pilger aus fremdem Land,
Zur Raft sich im kühlen Schatten zu setzen,
Mit Wasser die brennenden Lippen zu nessen.
Schon dorrt das Laub in der Sonnenglut,
Verstiegt allmählich der Quelle Flut.

Da klagten die Palmen zum Himmel das Wort:
„Du hast uns geboren, nun sind wir verdorrt:
Wozu unser Wachstum, wozu unser Blühen
Im Samungewirbel und Sonnenstrahlglühen,
Wenn nie sich ein Mensch unseres Segens er-
freut? . . .

Ist das deiner Satzung Berechtigt?“ . . .

Und sieh — in der Ferne tiefblauendem Flor,
Da wirbelte goldig der Sandstaub empor,
Stets näher drang ein Getön und Geschelle,
Auf Höckern erglänzten Gewirle und Felle,
Und es schritt, gleich schaukelnden Schiffen im
Meer,

Ein Zug von Kamelen im Sand einher.

Hoch zwischen den schwankenden Höckern steht
Manch Zelt, von farbigen Tüchern umweht;
Nun ziehen sie bräunliche Hände zurücke,
Nun lugen ins Land gutflammende Blicke.
Ein hagerer Araber mit Speer und Geschöß,
Er spornet sein herrliches Berberroß.

Da bäumt sich das Roß; in rasender Eil
Fliegt's hin wie ein Panther, getroffen vom
Pfeil;

Weit wehen des weißen Gewandes Falten,
Und des Faris' Schultern mit Spangen gehalten;
Hoch wirft er den Speer und fängt ihn auf
Mit Geschrei und Gepfiff im Sturmeslauf.

Nun hält bei den Palmen der Zug; alsbald
Ruht wohligh im Schattenhort jung und alt;
Mit Wasser gefüllt sind die Krüge. Es nicken
Die Kronen der Palmen, sie grüßen und blicken
Herab auf der Gäste erlehte Schar;
Froh sprudelt die Quelle so kühl und klar . . .

Doch als die Nacht auf die Erde sank —
Die Art an den Stämmen der Palmen erklang!

Und die seit Jahrhunderten prangten im Sande,
Sie wurden zerspält und in lodernem Brande
Verglühten sie mählich während der Nacht,
Und Kinder zerrissen der Blätter Pracht.

Und als der Nebel nach Westen fiel,
Verfolgte der Zug seiner Reise Ziel.
Nichts fand von den Palmen des Morgenroths
Schimmer

Als schwärzliche Asche und Funkeneglimmer;
Dann strahlte die Sonne voll Majestät —
Doch war jede Spur vom Winde verweht.

Und heute liegt's stumm und verödet ringsher,
Es flüstert kein Laub mit der Quelle mehr:
Vergebens flehen um Schatten die Fluten —
Nur Sandstürme wehn in der Sonne Gluten;
Der Geier nur kreist in den Lüften und kreischt,
Indem er die Beute zerrupft und zerfleischt.

o o o

Der Kestermarkt.

Heute ist prächtiges Frühlingswetter. Die
Sonne lacht so lustig vom blauen Himmel
herunter, als wollte sie nie die engen Straßen
der Fabrikstadt von dem garstigen Qualm der
hohen Schloten vernebeln lassen. Und heute ist
Freitag. Da ist ein besonderer Tag: da wird
Kestermarkt gehalten. Schnell sind am Abend
vorher die Holzbuden auf dem bestimmten
Platz aufgeschlagen worden. In Reihen be-
decken sie ihn, mit breiten und engen Gassen
dazwischen, einer winzigen Bretterstadt gleich-
chend. Aus den Buden schimmert es bunt,
rot, grün, blau, gelb und weiß, alle Farben
des Regenbogens und alle Schattierungen der
Farben von hellen bis zu dunkelsten. Da sind
die Stoffreste aus Fabriken und großen Kauf-
geschäften, die dort feilgehalten werden, große
und kleine, wie sie zum Flicker der Kleider
und Wäsche dienen und manchmal wohl gar
noch eine Schürze oder eine Bluse geben, wenn
Mutter recht geschickt im Zuschneiden und
Nähen ist.

Als die Mutter das Kaffeegeschirr abräumte,
ließ sie ein Wort fallen, daß sie zum Kester-
markt gehen wolle. Wie horchte da die kleine
Lotte auf. „Mitnehmen, Mutter, mitnehmen,“
rief sie. Ihr blonder Zopf mit der roten
Schleife tanzte hin und her, während sie jauch-
zend und bittend die Mutter umsprang. Der
Kestermarkt mit seinem bunten Kram und
Plittern war Lottes Freude. Da gab es so
viel Herrliches zu sehen, und für ein paar
Pfennige konnte die Mutter Reste von Zeug,

von Bändern und Spitzen für die schönsten Puppenkleider kaufen. Lange hatte dann Lotte zu schneidern und zu sticheln, zu versuchen und zu ändern, bis ihr Puppenkind neu ausgestattet war.

Die Mutter trug das Geschirr in die Küche und hieß Lotte das Brotkörbchen dorthin bringen. „Wenn du deine Spielsachen hübsch aufräumst,“ sagte sie dabei, „so nehme ich dich mit.“ Schneller wie heut hatte Lotte wohl noch nie ihre Puppe in den Wagen gesetzt und diesen in seine Ecke gefahren. Auch das Buch mit den großen Tierbildern lag gleich an seinem Platz. Rasch wusch nun die Kleine Gesicht und Hände, glättete ihr Haar und knüpfte die flatternde Schleife fester. Die Mutter hatte sich unterdessen fertig für den Ausgang gemacht und brachte Lotte eine saubere blaue Schürze und den Strohhut.

Heidi! waren die beiden die Treppe hinunter und draußen auf der Straße. Die zog sich lange hin, rechts und links von Häusern eingefaßt, die einander wie die Eier gleichen, nur daß sie nicht so weiß waren wie diese. Alle waren sie grau und rußig, wie Leute, die den ganzen Tag im Kohlenstaub arbeiten müssen. Hunderte von Schloten bläsen den schwarzen Qualm ihrer Rauchsäulen an sie heran, so gestern, so heute, so immerfort. Eine Straße reihte sich an die andere. Viele waren von Lärm erfüllt, der aus großen Fabriken drang. Hier dröhnten Hämmer, die auf Erz niederfielen, dort sauste ein Riesenrad, das einen ganzen Saal voll klappernder, surrender Maschinen in Bewegung setzte. Frachtwagen holperten schwerfällig über das Straßenpflaster, hoch hinauf mit Kisten, Warenballen und Maschinenteilen beladen. Der Sonnenschein und die Freude ließen aber Lotte den Weg nicht langweilig und häßlich erscheinen. Immer fand sie etwas zu sehen und viel zu fragen. Nach einer halben Stunde war der Restermarkt erreicht.

Zwischen den Buden ging es lebhaft zu. Die Mutter führte Lotte an Auslagen vorüber, die wie Magneten die Blicke der vorübergehenden Frauen auf sich zogen. Reste von guten, weichen Stoffen waren da in großer Auswahl aufeinandergeschichtet und daneben flatterten bunte Bänder aus Seide und Samt wie Wimpel, die die Käuferinnen herbeiwinkten. Viele Frauen und junge Mädchen drängten sich vor den Ständen und wühlten in den feilgebotenen Schätzen nach dem, was sie brauchen konnten. Und hatten

sie das gefunden, so ging das Handeln an. Jede Käuferin wollte das Beste billig haben. Ein paar Schritte weiter, und die Mutter und Lotte standen vor einer Bude mit armseligen Abschnitten, mit Klittern so zerdrückt, als wären sie aus allen Ecken und Winkeln der großen Geschäftshäuser zusammengekehrt worden. Es gab viele solcher traurigen Auslagen. Die Frauen, die dahinter standen, saßen meist blaß und abgehärmt aus, und wenn sie ihre Reste anpriesen und zum Kaufe einluden, so klang es wie eine flehende Bitte. Gewiß hatten sie die letzte Mark ausgegeben, um billig Abfälle für den Markt einzubandeln, und wenn sie heute nichts verkauften, so mußten sie hungern. In langem Zuge schoben Frauen und Mädchen an den Verkaufsständen vorüber. Da war ein Großmütterchen, den Enkel an der Hand, für dessen einzige Hofe sie ein passendes Fließstück suchte. Wohl hundert Reste probierte sie an dieser Bude, an jener Bude. Endlich hatte sie das passende Zeug gefunden. Das war teurer als sie erwartet hatte. Mit zitternden Fingern zählte sie nun das Geld in ihrem Portemonnaie nach. Es reichte, ein Lächeln glitt über das runzelige Antlitz der Alten, als sie mit dem Rest im Körbchen weiterging. Eine Mutter spähte nach Stoff, der als Streifen das Kleidchen ihrer Zehnjährigen verlängern konnte. Die war gewachsen, aber das Kleid nicht mit. Und daß mußte noch einige Zeit dienen. Es hieß also ausbessern. Die Frau fand, was sie brauchte, und nahm an einer anderen Bude noch billigen Besatz mit, der die Ansaßstelle decken sollte. Viele Frauen betrachteten prüfend die und jene Abschnitte oder buntes, halbwoolles Hemdenzeug, oder Hosens flicken, Schürzen- und Blusenreste. Sie wendeten sie hin und her und ließen sie durch die Finger gleiten. Wenn sie aber den Preis hörten, so legten sie die Waren wieder hin und gingen weiter. Die Sachen mochten wenig kosten, für sie war es noch immer zu viel.

Auch die Mutter und Lotte traten an mehrere Buden heran. Die Mutter wollte blaugestreiften Baumwollflanell einkaufen, um in Waters Hemden neue Ärmel einzusetzen. Sie fand ihn in einem kleinen Verkaufstand, und man konnte der Verkäuferin die Freude am Gesicht ablesen, als sie die paar Nickel dafür einstrich. Vor vielen Buden hatte Lotte mit begehrliehen Augen die ausgelegten Herrlichkeiten bewundert. Wie oft hatte sie nicht die Mutter am Armt gezupft oder leise ge. eben:

„Mutter, das kaufen wir für meine Käte.“ Die Mutter hatte aber die Kleine immer wieder weiter gezogen. Wie gern hätte sie das Schönste für ihren Liebling gekauft. Jedoch es hieß sparen, denn alles war teuer, und Pfingsten stand vor der Tür, wo sie einen Ausflug machen wollten. Schon waren die beiden auf dem Heimweg und hatten das größte Gedränge hinter sich, da blieb Lotte stehen. Ihre Füße schienen in den Boden gewurzelt zu sein, und wie gebannt hefteten ihre Blicke an einem Fehchen leuchtend roter Seide mit bunter Kante. „Mutter, liebe Mutter,“ flehte Lotte, „kaufe mir das für meine Käte! Sie muß doch ein neues Kleid zu Pfingsten haben. Bitte, bitte.“ Die Mutter sah die tränenstimmenden Augen ihres Kindes, fühlte den heißen Wunsch des kleinen Herzens und rechnete im stillen nach. Wenn sie die nächste Woche alles recht, recht einteilte, so mußte es gehen. Nach einigem Zögern wurde das kostbare Fehchen für 15 Pfennig erstanden und noch dazu für 5 Pfennig Spitzenrest, um ein paar Puppenhöschen zu befehen. Glückselig, als hätte sie ein Königreich gewonnen, sprang Lotte neben der Mutter her. Es war ihr, als ob die Sonne noch einmal so hell schiene, als ob alle Leute lustig seien, seitdem sie den roten Seidenfleck mit der bunten Kante in der Hand trug.

Die Mutter und Lotte nahmen ihren Heimweg an dem Schloßteich vorüber, mit seinen schönen Anlagen, die in frischem, zartem Frühlingsgrün prangten. Auf einer sonnenbestrahlten Bank machten sie Rast. Das Vespersbrot, das die Mutter fürsorglich mitgenommen hatte, schmeckte nun doppelt gut. Etwas müde, aber freudestrahelnd kam Lotte nach Hause. Als der Vater heimkam, durfte er sich erst setzen, nachdem er den Einkauf gebührend bewundert hatte.

Das mit dem neuen Kleide geschmückte Püppchen ging mit Lotte zu Bett. Als die Mutter etwas später an das Bett der Kleinen trat, fand sie diese in festem Schlafe. Ein glückliches Lächeln lag auf dem Kindergesichtchen.

o o o

Der Maulwurf.

Kostheimische Sage. Von Anastasius Grün.

Der Maulwurf ist ein armes Tier,
Kommt selten aus dem Loch herfür,
Hat schwarzes Fell und scheut das Licht,
Lebt in der Erd' von Wurmgelücht,

Und keiner säh' ihm jezo an,
Daß sonst er war ein reicher Mann.
„Ein reicher Mann? — Das glaub' ich nie!
„Ein reicher Mann? — O sag doch, wie?“ —
Der reiche Mann hieß: Wirfinsmaul,
War dick und grob und plump und faul,
Er plagte sich in keinem Amt:
Trug doch ein schwarzes Kleid von Samt
Mit langen Ärmeln und ging gar stolz,
Als hätt' er verschluckt ein grades Holz;
Hielt alles sonst für Lumpenpack
Und klimperte mit Geld im Sack;
Brahlt' auch mit großen Gastereien,
Und schor den Fleischer hinterdrein.
Am Jahreschluß mach' er das Stück:
Gab alle Knochen ihm zurück
Und sprach: Ich hab nur Fleisch allein
Bestellt, hier sind zurück die Bein. —
Und wog's zurück und zahlte knapp,
Und knappt' am Schluß noch mehres ab.
Und ging der Fleischer vor Gericht —
So half's ihm gegen den Reichen nicht,
Denn weil der Richter auch mitaß,
Rehrt' er die ganze Sach' in Spaß.
Und ging der Fleischer mit scheelem Gesicht,
Dem Wirfinsmaul verschlug das nicht.
Er wechselt' den Fleischer alle Jahr,
Macht's keinem nicht besser um ein Haar,
Doch wie er bei allen war herum,
Da waren die Leute nicht mehr dumm.
Mit Fleischabreichen war es aus,
Man bracht' ihm keine Schnauz ins Haus,
Und es verwünscht ihn die ganze Junst
In solch ein Tier und Unvernunft.
Der Wirfinsmaul heißt Maulwurf nun
Und muß nach seiner Weise tun,
Muß essen Fleisch ohn' alle Bein,
Das sind nun Regenwürmelein;
Spizt freilich anderm nach das Maul,
Ist doch, wie sonst, dick, fett und faul.
Den samtnen Rock hat er noch an,
Doch fehlen die stolzen Ärmel dran.
Auch sind die Arme gefürzt gar sehr,
Langt keiner in keine Tasche mehr.
Er schämt sich vor der ganzen Welt
Und scharrt in Erde, statt im Geld.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Mara Bettin (Zundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag J. F. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.